

ROBERT McCAMMON

WOLF'S
DIE VERWANDLUNG
HOUR

Aus dem Amerikanischen von Manfred Sanders

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *The Wolf's Hour*
erschien 1989 im Verlag Pocket Books.
Für diese deutsche Erstveröffentlichung
wurde der Roman in zwei Bände aufgeteilt.
Copyright © 1989 by Robert McCammon

1. Auflage Juli 2016

Copyright © dieser Ausgabe 2016 by Festa Verlag, Leipzig
Veröffentlicht mit Erlaubnis von The McCammon Corporation
Literarische Agentur: Thomas Schlück GmbH, 30872 Garbsen

Titelbild: Arndt Drechsler
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-418-8
eBook 978-3-86552-419-5



Prolog

I Der Krieg dauerte an.

Im Februar 1941 war er wie ein Flächenbrand vom europäischen Kontinent auf die Küste Nordwestafrikas überggesprungen, als der Befehlshaber von Hitlers Truppen, ein fähiger Offizier namens Erwin Rommel, zur Unterstützung der Italiener in Tripolis landete und begann, die Briten zum Nil zurückzudrängen.

Entlang der Küstenstraße von Bengasi über El Agheila, Adschdabiya und Mechili marschierte die Panzerarmee mit ihren Fahrzeugen und Soldaten durch ein Land der Sandstürme und der unerträglichen Hitze, entlang an Wasserrinnen, die den Geschmack des Regens vergessen hatten, und schroffen Abhängen, die steil zu endlosen leeren Ebenen abfielen. Die geballte Masse aus Soldaten, Panzerabwehrwaffen, Lastwagen und Panzern rückte nach Osten vor, eroberte am 20. Juni 1942 die Festung Tobruk von den Briten und näherte sich der verlockenden Trophäe, die Hitler so sehr begehrte: dem Suezkanal. Die Kontrolle über diesen wichtigen Wasserweg wäre ein herber Schlag für die alliierte Schifffahrt und würde es Nazideutschland ermöglichen, den Marsch nach Osten fortzusetzen, um in den weichen Unterleib Russlands vorzustoßen.

Die erschöpften Soldaten der britischen Achten Armee schleppten sich in den letzten brütend heißen Tagen des Junis 1942 zu einer Eisenbahnstation, die El Alamein hieß. In ihrem Kielwasser legten die Pioniere eilig komplizierte Muster von Minenfeldern an, in der Hoffnung, die nachrückenden Panzer aufhalten zu können. Es gab Gerüchte, Rommel fehle es an Treibstoff und Munition, aber in ihren

Schützenlöchern, die sie sich in die harte weiße Erde gegraben hatten, spürten die Soldaten, wie die Ketten der deutschen Panzer den Boden erbeben ließen. Und während die Sonne vom Himmel brannte und die Geier kreisten, stiegen am westlichen Horizont Staubsäulen auf. Rommel kam nach El Alamein, und er hatte nicht vor, sich sein Festessen in Kairo verwehren zu lassen.

Blutrot ging die Sonne am milchigen Himmel unter. Die Schatten des 30. Juni krochen über die Wüste. Die Soldaten der Achten Armee warteten, während ihre Offiziere in den Zelten schweißfleckige Karten studierten und Pioniertrupps weiter die Minenfelder zwischen den englischen und deutschen Linien verstärkten. Die Sterne kamen heraus und glitzerten am mondlosen Himmel. Unteroffiziere überprüften Munitionsreserven und blafften die Männer an, ihre Schützenlöcher zu säubern – damit sie irgendetwas zu tun hatten, um ihre Gedanken von dem Gemetzel abzulenken, das bei Sonnenaufgang unweigerlich beginnen würde.

Einige Kilometer weiter westlich, wo Aufklärungstrupps mit sandzerkratzten BMW-Motorrädern und Panzerspähwagen am Rande des Minenfeldes durch die Dunkelheit rumpelten, landete ein kleines sandfarbenes Storch-Flugzeug mit fauchenden und Staub aufwirbelnden Propellern auf einem Landestreifen, der von blauen Leuchtfackeln begrenzt wurde. Schwarze Hakenkreuze waren auf die Tragflächen gemalt.

Sobald die Räder der Maschine zum Stillstand gekommen waren, näherte sich von Nordwesten ein offenes Befehlsfahrzeug mit abgeschirmten Scheinwerfern. Ein deutscher Oberstleutnant in der staubigen blassbraunen Uniform des Afrikakorps und mit einer Fliegerbrille zum Schutz gegen den aufgewirbelten Sand stieg aus dem

Flugzeug. Er hielt eine abgewetzte braune Aktentasche in der Hand, die mit einer Kette an seinem Handgelenk befestigt war. Zackig salutierte ihm der Fahrer des Wagens und hielt ihm die Beifahrertür auf. Der Pilot wartete im Cockpit des Flugzeugs, auf Anweisung des Offiziers. Dann rumpelte der Geländewagen den Weg zurück, den er gekommen war, und sobald er außer Sicht war, nahm der Pilot einen Schluck aus seiner Feldflasche und versuchte ein bisschen zu schlafen.

Sich durch Sand und scharfkantige Steine wühlend, erklimmte der Geländewagen eine kleine Anhöhe. Auf der anderen Seite standen die Zelte und Fahrzeuge eines Aufklärungsbataillons. Alles war dunkel bis auf den schwachen Schimmer von Lampen in den Zelten und das gelegentliche Aufleuchten abgeschirmter Scheinwerfer, wenn ein Motorrad oder ein Panzerwagen auf irgendeiner Mission unterwegs war. Der Geländewagen hielt vor dem größten, zentral gelegenen Zelt, und der Oberstleutnant wartete, bis ihm die Tür aufgehalten wurde, bevor er ausstieg.

Als er zum Zelteingang ging, hörte er das Klappern von Blechdosen. Ein paar magere Hunde durchwühlten den Abfall. Einer von ihnen kam auf ihn zu, mit deutlich vortretenden Rippen und Augen, die hohl waren vor Hunger. Der Oberstleutnant trat nach dem Tier, bevor es ihn erreichte. Sein Stiefel traf den Hund in die Seite und scheuchte ihn zurück, aber das Tier gab keinen Laut von sich. Der Offizier wusste, dass diese Drecksviecher Läuse hatten, und bei der momentanen Wasserknappheit war er nicht scharf darauf, sich die Haut mit Sand abzureiben. Der Hund schlich davon, auf dem Fell noch weitere Stiefelabdrücke, sein Tod durch Verhungern längst entschieden.

Der Offizier blieb vor dem Zelteingang stehen.

Dort draußen war noch etwas. Gleich jenseits der Grenze der Dunkelheit, noch hinter den Hunden, die den Abfall nach Essensresten durchwühlten.

Er konnte die Augen sehen – ein grünes Funkeln, in dem sich das schwache Licht einer Zeltlaterne spiegelte. Sie beobachteten ihn, ohne auch nur einmal zu blinzeln, und in ihnen war kein Ducken oder Betteln. *Noch so ein verdammter Eingeborenenhund*, dachte der Offizier, obwohl er außer den Augen nichts sehen konnte. Die Hunde folgten den Lagern, und es hieß, sie würden auch Pisse von einem Teller lecken, wenn man sie ihnen hinhielt. Es gefiel ihm nicht, wie diese Bestie ihn beobachtete; die Augen waren kalt und hinterlistig, und er war versucht, seine Luger zu ziehen und dieses Hundebiest in den Moslemhimmel zu schicken. Diese Augen erzeugten ein Kribbeln des Unbehagens in seinem Bauch, denn es war keine Angst in ihnen.

»Oberstleutnant Voigt. Wir haben Sie schon erwartet. Bitte kommen Sie herein.«

Der Zelteingang war zurückgeschlagen worden. Major Stummer, ein Mann mit einem rauen Gesicht, kurz geschnittenen rötlichen Haaren und runden Brillengläsern, salutierte und Voigt erwiderte den Gruß mit einem Nicken. Im Zelt standen drei weitere Offiziere um einen Tisch herum, auf dem mehrere Karten ausgebreitet lagen. Das Laternenlicht beleuchtete die kantigen, sonnengebräunten Germanengesichter, die sich erwartungsvoll Voigt zugewandt hatten. Der Oberstleutnant zögerte am Eingang des Zeltes; sein Blick wanderte nach rechts, vorbei an den mageren, verhungerten Hunden.

Die grünen Augen waren verschwunden.

»Herr Oberstleutnant?«, fragte Stummer. »Stimmt etwas nicht?«

»Nein, nein.« Die Antwort kam zu schnell. Es war

dumm, sich von einem Hund aus der Fassung bringen zu lassen. Der Oberstleutnant hatte persönlich in einem Gefecht den Befehl erteilt, mit einer »Acht-Acht« vier britische Panzer zu zerstören, und dabei eine größere Gemütsruhe an den Tag gelegt, als er in diesem Moment verspürte. Wohin war der Hund verschwunden? Hinaus in die Wüste natürlich. Aber warum war er nicht näher gekommen, um wie die anderen im Abfall herumzuznüffeln? Nun, es war Unsinn, damit seine Zeit zu verschwenden; Rommel hatte ihn hergeschickt, um Informationen einzuholen und zum Hauptquartier der Panzerarmee zu bringen. »Alles in Ordnung, außer dass ich Magengeschwüre habe, einen Hitzeschlag am Hals und unbedingt mal wieder Schnee sehen muss, bevor ich verrückt werde«, sagte Voigt, als er in das Zelt trat und die Stoffbahn hinter ihm zufiel.

Voigt stand mit Stummer, Major Kleinhorst und den beiden anderen Bataillonsoffizieren am Tisch. Mit seinen harten blauen Augen studierte er die Karten. Sie zeigten die unerbittliche, von tiefen Rillen durchzogene Wüste zwischen Anhöhe 169 – der kleinen Erhebung, über die sie gefahren waren – und den britischen Stellungen. Rot eingezeichnete Kreise markierten Minenfelder, und blaue Quadrate standen für die vielen Verteidigungsposten, bewehrt mit Stacheldraht und Maschinengewehren, die auf dem Vormarsch nach Osten überwunden werden mussten. Die Karten zeigten außerdem, in schwarzen Linien und Quadraten, wo die deutschen Truppen und Panzer aufgestellt waren. Jede Karte trug den offiziellen Stempel des Aufklärungsbataillons.

Voigt nahm seine Offiziersmütze ab, wischte sich mit einem fleckigen Taschentuch den Schweiß aus dem Gesicht und musterte die Karten. Er war ein kräftiger, breitschultriger Mann, dessen helle Haut hart und spröde

wie Leder geworden war. Sein blondes Haar hatte graue Strähnen an den Schläfen, seine dichten Augenbrauen waren fast komplett grau. »Ich nehme an, die Karten sind aktuell?«, fragte er.

»Ja, Herr Oberstleutnant. Der letzte Spähtrupp kam vor 20 Minuten herein.«

Voigt grunzte unverbindlich. Er spürte, dass Stummer auf ein Kompliment wegen der gründlichen Erkundung der Minenfelder durch sein Bataillon wartete. »Ich habe nicht viel Zeit. Generalfeldmarschall Rommel wartet. Wie lauten Ihre Empfehlungen?«

Stummer war sichtlich enttäuscht, dass die Arbeit seines Bataillons keine Würdigung erfuhr. Die letzten zwei Tage und Nächte, die sie mit der Suche nach einer Lücke in den britischen Befestigungen verbracht hatten, waren hart und anstrengend gewesen. Manchmal kam es ihm vor, als hockten er und seine Männer am Ende der Welt, so öde und trostlos war es um sie herum. »Hier.« Er nahm einen Bleistift und tippte auf eine der Karten. »Wir glauben, am leichtesten dürfte der Durchbruch in diesem Bereich gelingen, gleich südlich des Ruweisat-Kamms. Die Minenfelder sind nicht so dicht, und wie Sie sehen können, gibt es eine Lücke im Schussfeld zwischen diesen beiden Verteidigungsstellungen.« Er tippte auf zwei blaue Quadrate. »Ein konzentrierter Vorstoß müsste leicht ein Loch in die Reihen sprengen können.«

»Major«, meinte Voigt müde, »nichts in dieser verdammten Wüste ist leicht. Wenn wir nicht bald das Benzin und die Munition bekommen, die wir brauchen, werden wir zu Fuß gehen und mit Steinen werfen müssen, bevor die Woche um ist. Falten Sie die Karten für mich zusammen.«

Einer der jüngeren Offiziere kam dem Befehl nach. Voigt öffnete die Aktentasche und steckte die Karten

hinein. Dann schloss er die Tasche, wischte sich erneut den Schweiß aus dem Gesicht und setzte seine Mütze wieder auf. Jetzt noch der Flug zurück zu Rommels Befehlsstand, und der Rest der Nacht würde aus Diskussionen, Besprechungen und der Verlegung von Truppen, Panzern und Nachschub in die Bereiche, die Rommel für den Angriff auswählte, bestehen. Ohne diese Karten waren die Entscheidungen des Generalfeldmarschalls nicht mehr als ein blinder Würfelwurf.

Die Aktentasche hatte jetzt ein befriedigendes Gewicht. »Ich bin sicher, der Generalfeldmarschall würde wollen, dass ich Ihnen sage, dass Sie bemerkenswerte Arbeit geleistet haben, Major«, sagte Voigt schließlich. Stummer sah erfreut aus. »Wir werden an den Ufern des Nils auf den großartigen Erfolg der Panzerarmee Afrika anstoßen. Heil Hitler.« Voigt hob lässig die rechte Hand, und die anderen – bis auf Kleinhorst, der keinen Hehl aus seiner Abneigung gegenüber der Partei machte – antworteten mit dem Führergruß. Dann war das Treffen vorüber, und Voigt wandte sich vom Tisch ab und ging mit schnellen Schritten aus dem Zelt und zum wartenden Wagen. Der Fahrer stand schon bereit, um ihm die Tür aufzuhalten, und Major Stummer trat aus dem Zelt, um Voigt zu verabschieden.

Voigt war nur noch wenige Schritte vom Wagen entfernt, als er aus den Augenwinkeln eine schnelle Bewegung zu seiner Rechten bemerkte.

Sein Kopf fuhr herum, und augenblicklich wurden ihm die Knie weich.

Keine Armlänge entfernt stand ein schwarzer Hund mit grünen Augen. Er kam offensichtlich von der anderen Seite des Zeltes und war so schnell herangeprescht, dass weder der Fahrer noch Stummer reagieren konnten. Die schwarze

Bestie unterschied sich sehr von den anderen, halb verhungerten Wildhunden; sie war groß wie eine Bulldogge, mit einem Dreiviertelmeter Schulterhöhe und Muskeln wie straffe Klaviersaiten an Rücken und Lenden. Die Ohren lagen flach an dem glatthaarigen Schädel, und die Augen leuchteten hell wie grüne Signallampen. Sie starrten Voigt durchdringend an, und in ihnen erkannte der deutsche Offizier eine tödliche Intelligenz.

Das war kein Hund, begriff Voigt.

Es war ein Wolf.

»Mein Gott«, stieß Voigt aus. Es klang, als hätte er einen Schlag in seinen geschwürigen Magen erhalten. Dieses muskelbepackte Monster von einem Wolf stand direkt neben ihm, und jetzt öffnete es das Maul und bleckte seine weißen Reißzähne und roten Gaumen. Voigt spürte den heißen Atem auf dem Rücken seines angeketteten Handgelenks, und als er mit einem Aufflackern von Panik begriff, was die Bestie vorhatte, fuhr seine linke Hand zum Griff seiner Luger.

Die Zähne des Wolfs schlossen sich um Voigts Handgelenk, und mit einer brutalen Drehung des Kopfes brach das Tier ihm die Knochen.

Ein Knochensplitter bohrte sich durch Voigts Haut, und ein Blutstrahl schoss in hohem Bogen aus der Bissstelle und spritzte an die Seite des Geländewagens. Voigt brüllte vor Schmerzen, während er verzweifelt versuchte, die Klappe des Holsters zu öffnen und die Luger herauszuziehen. Er wollte sich losreißen, aber der Wolf stemmte seine Pfoten in den Boden und ließ nicht locker. Der Fahrer war starr vor Schreck, und Stummer brüllte ein paar andere Soldaten herbei, die gerade von einer Erkundung zurückkamen. Voigts ledriges Gesicht hatte eine gelbliche Farbe angenommen. Die Kiefer des Wolfes arbeiteten; die Zähne

trafen sich durch die zermalmtten Knochen und das blutige Fleisch. Die grünen Augen starrten Voigt herausfordernd an. »Hilfe! Hilfe!«, schrie der Oberstleutnant, und der Wolf belohnte ihn mit einem heftigen Schütteln des Kopfes, das unerträgliche Schmerzen durch jeden Nerv seines Körpers jagte und die Hand fast abtrennte.

Der Ohnmacht nahe, gelang es Voigt endlich, die Luger aus dem Holster zu ziehen, gerade als der aus der Erstarrung erwachte Fahrer den Hahn seiner Walther spannte und auf den Kopf des Wolfes zielte. Voigt richtete seine Pistole auf die blutverschmierte Schnauze der Bestie.

Aber als die beiden Finger sich um die Abzüge krümmten, warf der Wolf plötzlich seinen Körper zur Seite, immer noch in Voigts Handgelenk verbissen, und der Offizier wurde direkt vor den Lauf der Walther gerissen. Mit einem lauten Knall ging die Pistole los, während gleichzeitig die Luger in den Boden feuerte. Die Kugel der Walther drang in Voigts Rücken ein und hinterließ ein rot umrandetes Loch in seiner Brust, als sie wieder austrat. Als Voigt zusammenbrach, riss der Wolf mit einem heftigen Ruck die Hand ab. Die Handschelle, an der die Aktentasche hing, rutschte herunter und fiel zu Boden. Mit einer schnellen Kopfdrehung schleuderte der Wolf die zuckende Hand aus seinem blutigen Maul. Sie fiel zwischen die verhungerten Hunde, die sich sofort auf die Beute stürzten.

Der Fahrer feuerte noch einmal, mit zitternder Hand und schockverzerrtem Gesicht. Erde spritzte zur Linken des Wolfes auf, als dieser zur Seite sprang. Drei Soldaten kamen aus einem anderen Zelt gerannt, alle mit MP-40-Maschinenpistolen bewaffnet. »Tötet das Biest!«, kreischte Stummer, und Kleinhorst stürmte mit einer Pistole in der Hand aus dem Kommandozelt. Aber das schwarze Tier sprang vorwärts, über Voigts Leiche. Seine Zähne fanden

die Metallschelle und packten sie. Als der Fahrer ein drittes Mal feuerte, drang die Kugel durch die Aktentasche und prallte vom Boden ab. Kleinhorst zielte – aber bevor er abdrücken konnte, rannte der Wolf im Zickzack in die Dunkelheit östlich des Lagers.

Der Fahrer feuerte den Rest seines Magazins ab, aber man hörte kein schmerzerfülltes Jaulen. Weitere Soldaten kamen aus ihren Zelten, und überall im Lager wurden Alarmrufe laut. Stummer rannte zu Voigts Leiche, drehte sie um und erschrak vor dem vielen Blut. Er schluckte schwer, konnte noch gar nicht begreifen, wie schnell sich das alles abgespielt hatte. Und dann wurde ihm schlagartig klar, was das eigentliche Problem war: Der Wolf hatte sich die Aktenmappe mit den Karten des Aufklärungsbataillons geschnappt und rannte nach Osten.

Nach Osten. Auf die britischen Linien zu.

Die Karten zeigten auch die Positionen von Rommels Truppen, und wenn die Briten sie in die Finger bekamen ...

»Aufsitzen!«, schrie er und sprang auf die Beine, als wäre ihm eine Eisenstange durch das Rückgrat geschoben worden. »Beeilung, um Gottes willen! Beeilung! Wir müssen das Biest aufhalten!« Er rannte an dem Geländewagen vorbei zu einem anderen Gefährt, das nicht weit entfernt stand: ein gelber Panzerwagen mit einem schweren Maschinengewehr an der Frontscheibe. Der Fahrer folgte ihm, und jetzt rannten auch andere Soldaten zu ihren BMW-Motorrädern und Beiwagen, die ebenfalls mit Maschinengewehren bewaffnet waren. Stummer sprang auf den Beifahrersitz, der Fahrer ließ den Motor an und schaltete die Scheinwerfer ein; die Motoren der Kraftäder stotterten und brüllten auf und ihre Lampen leuchteten gelb, und Stummer schrie »Los!« aus einer Kehle, die bereits die Schlinge des Henkers spürte.

Der Panzerwagen schoss nach vorne, seine Reifen wirbelten Staub auf, und vier Motorräder kurvten um ihn herum, beschleunigten und donnerten davon.

Ein paar Hundert Meter voraus rannte der Wolf. Sein Körper war eine Maschine, getrimmt auf Geschwindigkeit und Ausdauer. Seine Augen verengten sich zu schmalen Schlitzern, seine Zähne waren fest um die Handschelle geschlossen. Die Aktentasche schlug in einem gleichmäßigen Rhythmus auf den Boden, und das Atmen des Wolfes klang wie ein tiefes, kraftvolles Grollen. Das fliehende Tier schwenkte ein paar Grad nach rechts und lief einen felsigen Hügel hinauf und wieder hinunter, als folge es einem vorher festgelegten Kurs. Sand flog unter seinen Pfoten davon, und vor ihm brachten sich Skorpione und Eidechsen in Sicherheit.

Seine Ohren zuckten. Ein Brummen näherte sich rasch von links. Der Wolf wurde schneller, seine Pfoten trommelten auf den festgebackenen Sand. Das Brummen war jetzt näher ... viel näher ... jetzt war es fast direkt links von ihm. Ein Suchscheinwerfer schwenkte über das Tier hinweg, kam zurück und verharrte auf der fliehenden Gestalt. Der Soldat im Beiwagen des Motorrads rief: »Da ist er!« und legte den Sicherheitshebel seines Maschinengewehrs um. Er drehte den Lauf zum Wolf herum und eröffnete das Feuer.

Schitternd kam der Wolf in einer Staubwolke zum Stehen, und die Kugeln zeichneten ein feuriges Muster auf die Erde vor ihm. Das Motorrad raste vorbei, der Fahrer kämpfte mit Bremse und Lenker. Und dann änderte der Wolf den Kurs und rannte mit vollem Tempo weiter, immer noch nach Osten, immer noch die Handschelle im Maul.

Das Maschinengewehr knatterte weiter. Leuchtpurgeschosse zeichneten orangefarbene Linien in die Dunkelheit und prallten von Steinen ab wie weggeworfene

Zigarettenkippen. Aber der Wolf rannte im Zickzack, den Körper dicht am Boden, und während die Leuchtpurgeschosse noch durch die Luft pfffen, jagte das Tier über einen weiteren Hügel und aus der Reichweite des Scheinwerfers.

»Da drüben!«, rief der MG-Schütze gegen den Wind. »Er ist über den Hügel gerannt!« Der Fahrer riss das kloßige Gespann herum und fuhr ihm nach. Weißer Staub wirbelte im Licht des Scheinwerfers. Er drehte das Gas voll auf und der Motor antwortete mit dem kehligen Brüllen deutscher Maschinerie. Sie erreichten die Hügelkuppe und fuhren abwärts – und der Scheinwerfer zeigte direkt unter dem Hügel eine zweieinhalb Meter tiefe Rinne, die auf sie wartete wie ein verzerrtes Grinsen.

Das Motorrad krachte in die Rinne, überschlug sich, und das Maschinengewehr ging los und feuerte in einem großen Bogen seine Kugeln ab, die von den Seiten der Vertiefung abprallten und in die Körper von Fahrer und Schütze eindrangten. Das Motorrad wurde zerdrückt, der Benzintank explodierte.

Auf der anderen Seite der Rinne, die der Wolf mit einem gewaltigen Sprung überwunden hatte, lief das Tier weiter und wich heißen Metallfetzen aus, die um es herum herunterregneten.

Durch die Echos der Explosion war der Lärm eines weiteren Verfolgers zu hören, diesmal von rechts. Der Kopf des Wolfes ruckte herum und er sah den Suchscheinwerfer des Beiwagens. Das Maschinengewehr begann zu feuern, Kugeln schlugen neben den Beinen des Wolfes ein und pfffen um ihn herum, als er jetzt in schnellen, verzweifelten Haken und Zickzacklinien rannte. Aber das Motorrad verringerte den Abstand, und die Kugeln kamen ihrem Ziel immer näher. Ein Leuchtpurgeschoss schoss so dicht

an ihm vorbei, dass der Wolf den bitteren Schweißgeruch eines Menschen daran riechen konnte. Und dann schlug er einen weiteren schnellen Haken, sprang hoch in die Luft, während die Kugeln unter seinen Beinen tanzten, und landete in einer Rinne, die in südöstlicher Richtung durch die Wüste schnitt.

Das Motorrad raste am Rand der Rinne entlang, der Schütze im Beiwagen suchte die Vertiefung mit dem kleinen Suchscheinwerfer ab. »Ich hab ihn getroffen!«, rief er. »Ich bin mir sicher, dass die Kugeln ...« Er spürte, wie sich seine Nackenhaare aufrichteten. Als er den Suchscheinwerfer herumriss, sprang der riesige schwarze Wolf, der hinter dem Motorrad hergelaufen war, vom Boden ab, flog über den Beiwagen und rammte mit seinem vollen Gewicht den Fahrer. Zwei Rippen des Mannes brachen wie sprödes Holz, und als er aus dem Sitz gestoßen wurde, schien der Wolf sich auf die Hinterbeine aufzurichten und über die Frontscheibe zu springen, wie es ein Mensch tun würde. Sein Schwanz klatschte dem Schützen verächtlich ins Gesicht. Hektisch kletterte der Mann aus dem Beiwagen, und das Motorrad fuhr noch ein paar Meter weiter, bis es über die Kante kippte und in die Rinne krachte. Der schwarze Wolf rannte weiter, jetzt wieder auf östlichem Kurs.

Hier endete das Labyrinth aus Wasserrinnen und Hügeln, und die Wüste lag flach und felsig unter den funkelnden Sternen. Immer noch rannte der Wolf, sein Herz schlug schneller und seine Lunge pumpte den sauberen Geruch der Freiheit, das Parfüm des Lebens, in seine Nasenlöcher. Er warf den Kopf schnell nach links, ließ die Handschelle los und biss in den Ledergriff der Aktentasche, damit sie nicht länger gegen den Boden schlug beim Laufen. Er überwand den Drang, den Griff wieder

auszusucken, der noch den faulen Geschmack einer Menschenhand trug.

Und dann erklang von hinten ein neues gutturales Knurren, deutlich tiefer als die Stimmen der anderen beiden Jäger. Der Wolf warf einen Blick zurück und sah ein Paar gelber Monde durch die Wüste eilen, auf den Spuren des Tieres. Ein Maschinengewehr bellte – eine rote Explosion über den doppelten Monden – und Kugeln spritzten weniger als einen Meter neben dem Wolf in den Sand. Das Tier sprang zur Seite, schlug einen Haken, bremste und preschte wieder vorwärts, und die nächste lange Salve Leuchtspurmunitie senkte die Haare an seinem Rücken an.

»Schneller!«, rief Stummer dem Fahrer zu. »Nicht abhängen lassen!« Er feuerte eine weitere Salve ab, und wieder spritzte Sand auf, als der Wolf scharf nach links abbog. »Verdammt!«, schrie er. »Hinterher!« Das Tier hatte immer noch Voigts Aktenmappe und lief damit direkt auf die britischen Linien zu. Was war das für eine Kreatur, die eine Mappe voller Karten stahl statt Essensreste vom Abfallhaufen? Dieses verdammte Untier musste um jeden Preis aufgehalten werden. Stummers Handflächen schwitzten, und er hatte Mühe, das Biest ins Visier des MGs zu bekommen, aber es wich immer wieder aus, bremste ab und wurde wieder schneller, als ob es ...

Ja, dachte Stummer. Als ob es wie ein Mensch denken kann.

»Sachte!«, blaffte er. Aber der Wagen traf auf eine Bodenwelle, und wieder verlor er das Tier aus dem Visier. Er musste den Boden vor dem Wolf beharken und hoffen, dass das Biest in die Kugeln lief. Er stemmte sich gegen den Rückstoß und drückte den Abzug.

Nichts geschah. Die Waffe war heiß wie die Mittagssonne,

und sie hatte entweder eine Ladehemmung oder keine Munition mehr.

Der Wolf schaute zurück und registrierte, dass der Wagen schnell näher kam. Dann wandte er seine Aufmerksamkeit wieder dem Gelände zu – aber zu spät. Ein Stacheldrahtzaun war direkt vor ihm, keine zwei Meter entfernt. Der Wolf spannte die Muskeln und sprang. Aber der Zaun war schon zu nahe, um ihm ganz auszuweichen; die Brust des Wolfes wurde von den stacheligen Knoten aufgeritzt, und als er auf der anderen Seite landete, verfring sich sein rechter Hinterlauf in dem Draht.

»Jetzt!«, schrie Stummer. »Überfahren!«

Der Wolf zappelte wild, Muskeln spannten sich an seinem ganzen Körper. Er krallte sich mit den Vorderbeinen in den Boden, aber es nützte nichts. Stummer stand jetzt im Wagen, der Wind blies ihm ins Gesicht, und der Fahrer trat das Gaspedal durch. Der Panzerwagen war vielleicht fünf Sekunden davon entfernt, den Wolf unter seinen Geländereifen zu zerquetschen.

Und was Stummer in diesen fünf Sekunden sah, hätte er niemals geglaubt, wenn er es nicht selbst gesehen hätte. Der Wolf drehte seinen Körper herum, und mit seinen Vorderpfoten packte er den Stacheldraht, der sein Bein gefangen hielt. Die Pfoten drückten den Draht auseinander und hielten ihn fest, während er sein Bein herauszog. Und dann war er wieder auf allen vieren und flitzte davon. Der Panzerwagen zermalmte den Stacheldraht unter seiner Masse, aber der Wolf war nicht mehr da.

Doch der Scheinwerfer hielt ihn noch fest, und Stummer konnte sehen, dass das Tier jetzt mehr hüpfte als lief, nach rechts und links sprang, manchmal mit einem einzelnen Hinterbein den Boden berührte, bevor es sich wieder drehte und in eine andere Richtung hüpfte.

Stummers Herz blieb stehen.

Es weiß Bescheid, dachte er. *Das Tier weiß Bescheid ...*

Er flüsterte: »Wir sind in einem Minenf...«

Und dann traf der linke Vorderreifen auf eine Mine, und die Explosion schleuderte Major Stummer aus dem Wagen wie ein blutiges Feuerrad. Der linke Hinterreifen brachte die nächste Mine zur Detonation, und die zerfetzte Masse des rechten Vorderrades traf die dritte. Der Panzerwagen bäumte sich auf, sein Tank explodierte und riss die Schweißnähte auseinander, und in der nächsten Sekunde rollte er über eine weitere Mine, und dann war da nichts mehr außer einem Ball aus rotem Feuer und glühendem Metall, der himmelwärts stieg.

60 Meter voraus blieb der Wolf stehen und blickte zurück. Er betrachtete für einen Augenblick das Feuer, das sich in seinen grünen Augen spiegelte, dann drehte er sich abrupt um und schlich weiter durch das Minenfeld in die Sicherheit des Ostens.

2 Bald würde er hier sein. Die Gräfin war aufgeregt wie ein Schulmädchen bei seiner ersten Verabredung. Über ein Jahr war es jetzt her, seit sie ihn das letzte Mal gesehen hatte. Wo er während dieser Zeit gewesen war und was er gemacht hatte, wusste sie nicht. Es kümmerte sie auch nicht. Das ging sie nichts an. Man hatte ihr nur gesagt, dass er einen Zufluchtsort benötigte und dass er eine gefährliche Mission für den Secret Service erledigt hatte. Mehr zu wissen als das, war zu gefährlich.

Sie saß vor dem ovalen Spiegel in ihrem lavendelfarbenen Ankleidezimmer und trug sorgfältig ihren Lippenstift auf. Die goldenen Lichter Kairos glitzerten hinter der Glastür,

die zur Terrasse führte. In der Abendbrise konnte sie Zimt und Muskat riechen, und Palmwedel flüsterten leise im Hof unter ihr. Sie merkte, dass sie zitterte, deshalb legte sie den Lippenstift lieber beiseite, bevor sie ihr Make-up ruinierte. *Ich bin doch keine gefühlsduselige Jungfrau*, ermahnte sie sich – mit einem gewissen Bedauern. Aber vielleicht war auch das ein Teil seiner Magie; bei seinem letzten Besuch hier hatte er ihr jedenfalls das Gefühl vermittelt, dass sie eine Erstklässlerin in der Schule der Liebe sei. Vielleicht, so überlegte sie, war sie deshalb so aufgereggt, weil sie während dieser ganzen Zeit – und von einer ganzen Serie sogenannter Liebhaber – niemals so berührt worden war wie von ihm und sich zutiefst danach sehnte.

Sie erkannte, dass sie genau die Sorte Frau war, vor der ihre Mutter sie immer gewarnt hatte, damals in Deutschland, bevor dieser Wahnsinnige das Land einer Gehirnwäsche unterzogen hatte. Aber das gehörte auch zu diesem Leben dazu, und die Gefahr stimulierte sie. *Es ist besser, zu leben, als nur zu existieren*, dachte sie. Woher hatte sie das? Ach ja; von ihm.

Sie strich sich mit einer Elfenbeinbürste durch das Haar, das blond war und frisiert wie das von Rita Hayworth – voll und sanft über die Schultern wallend. Sie war gesegnet mit einer grazilen Statur, hohen Wangenknochen, hellbraunen Augen und einer schlanken Figur. Hier war es nicht schwer, ihre Figur zu halten, denn sie machte sich nicht viel aus der ägyptischen Küche. Sie war 27 Jahre alt, dreimal verheiratet gewesen – jeder Ehemann reicher als der vorherige – und sie besaß den Hauptanteil an Kairos englischsprachiger Tageszeitung. In letzter Zeit las sie ihre eigene Zeitung mit größerem Interesse, seit Rommel sich dem Nil näherte und die Briten sich tapfer dem Nazi-ansturm entgegenstellten. Die Schlagzeile von gestern hatte

gelautes: ROMMELS VORMARSCH GESTOPPT. Der Krieg ging weiter, aber es sah so aus, als würde – zumindest in diesem Monat – östlich von El Alamein niemand den Arm zum Führergruß heben.

Sie hörte das leise Schnurren des Rolls-Royce Silver Shadow, als er vor dem Hauseingang vorfuhr, und ihr Herz machte einen Satz. Sie hatte den Chauffeur losgeschickt, um ihn entsprechend ihren Instruktionen am Shepherd's Hotel abzuholen. Er wohnte dort nicht, hatte da aber an einer Besprechung oder so etwas teilgenommen – ein »Debriefing« nannte man es wohl in diesen Kreisen. Im Shepherd's Hotel mit seinem berühmten Foyer, das mit Korbstühlen und orientalischen Teppichen eingerichtet war, wimmelte es von kriegsmüden britischen Offizieren, betrunkenen Reportern, muslimischen Meuchelmördern und natürlich neugierigen Naziaugen und -ohren. Ihr Anwesen, am Ostrand der Stadt, war ein sichererer Ort für ihn als ein öffentliches Hotel. Und auch wesentlich zivilisierter.

Gräfin Margritta stand von ihrer Frisierkommode auf. Hinter ihr war ein Paravent, der mit blauen und goldenen Pfauen verziert war; sie nahm das Kleid in blassem Meergrün, das darüber hing, zog es an und knöpfte es zu. Noch ein Blick auf ihr Haar und ihr Make-up, schnell noch etwas von Chanel's neuem Duft auf ihren weißen Hals gesprüht, und sie war bereit. Doch nein, nicht ganz. Sie beschloss, einen strategischen Knopf zu öffnen, um die Wölbung ihres Busens besser zur Geltung zu bringen. Dann schlüpfte sie in ihre Sandalen und wartete darauf, dass Alexander in ihr Ankleidezimmer kam.

Er kam nach etwa drei Minuten. Der Butler klopfte leise an die Tür, und sie sagte: »Ja?«

»Mr. Gallatin ist eingetroffen, Gräfin.« Alexanders Stimme klang britisch steif.

»Sagen Sie ihm, ich bin gleich unten.« Sie lauschte Alexanders Schritten auf dem Teakholzboden des Flures. So sehr sie sich auch danach sehnte, ihn zu sehen, sie konnte auf keinen Fall nach unten gehen, ohne ihn ein Weilchen warten zu lassen; das gehörte zum Spiel zwischen Damen und Herren. Also ließ sie noch drei oder vier Minuten verstreichen, dann atmete sie einmal tief durch und verließ das Ankleidezimmer mit ruhigem, gemessenem Schritt.

Sie ging durch einen Korridor, der mit Rüstungen, Speeren, Schwertern und anderen mittelalterlichen Waffen geschmückt war. Sie gehörten dem früheren Besitzer des Hauses, einem Hitler-Sympathisanten, der aus dem Land geflohen war, als die Italiener 1940 von O'Connor verjagt wurden. Die Gräfin machte sich nicht viel aus Waffen, aber die Ritterrüstungen passten ganz gut zum Teakholz und der Eiche des Hauses, außerdem waren sie wertvoll und vermittelten ihr das Gefühl, rund um die Uhr beschützt zu werden. Sie erreichte die breite Treppe mit dem Geländer aus geschnitzter Eiche und stieg ins Erdgeschoss hinab.

Die Türen zum Wohnzimmer waren geschlossen; sie hatte Alexander angewiesen, ihn dorthin zu bringen. Ein paar Sekunden blieb sie stehen, um sich zu sammeln, hielt sich die Hand vor den Mund und hauchte hinein – minzig, Gott sei Dank –, dann öffnete sie die Türen mit nervösem Schwung.

Silberlampen leuchteten auf niedrigen polierten Tischen. Ein kleines Feuer flackerte im Kamin, denn nach Mitternacht wurde der Wüstenwind kalt. Kristallgläser und Flaschen mit Wodka und Scotch fingen das Licht ein und funkelten auf einer kleinen Anrichte an der Stuckwand. Der Teppich war ein Flächenbrand aus verflochtenen orangefarbenen und grauen Figuren, und auf dem Kaminsims tickte eine Uhr auf neun zu.

Und dort saß er, auf einem Korbstuhl, die Füße übereinander gelegt, sein Körper entspannt und selbstsicher, wie jemand, der sich im Besitz des Gebietes wusste, das er erobert hatte, und kein Eindringen zulassen würde. Er betrachtete gedankenverloren die Trophäe, die an der Wand über dem Kamin hing.

Aber plötzlich fand sein Blick den ihren, und er erhob sich mit geschmeidiger Eleganz. »Margritta«, sagte er und reichte ihr die roten Rosen, die er in der Hand hielt.

»Oh ... Michael, sie sind wunderschön!« Ihre Stimme klang rauchig und hatte den anmutigen singenden Tonfall des norddeutschen Flachlandes. Sie ging zu ihm – *Nicht zu schnell!*, ermahnte sie sich. »Wo in Kairo hast du zu dieser Jahreszeit Rosen gefunden?«

Er lächelte und ließ seine kräftigen weißen Zähne aufblitzen. »Im Garten deines Nachbarn«, antwortete er. Sie konnte in seiner Stimme eine Andeutung des russischen Akzents hören, der sie so verwirrte. Was brachte einen in Russland geborenen Gentleman dazu, für den britischen Secret Service in Nordafrika zu arbeiten? Und warum klang sein Name nicht russisch?

Margritta lachte und nahm die Rosen entgegen. Natürlich scherzte er nur; Peter Van Gynts Garten hatte tatsächlich ein makellos gepflegtes Rosenbeet, aber die Mauer, welche die Grundstücke trennte, war zwei Meter hoch. Die hätte Michael Gallatin unmöglich überklettern können, außerdem wies sein Kakianzug nicht den geringsten Flecken auf. Er trug ein hellblaues Hemd und eine Krawatte mit gedämpften grauen und braunen Streifen, und sein Gesicht hatte eine ledrige Wüstenbräune. Margritta roch an einer der Rosen; sie waren noch taufrisch.

»Du siehst wunderschön aus«, sagte er. »Du hast eine neue Frisur.«

»Ja. So trägt man es jetzt. Gefällt es dir?«

Er berührte eine Locke ihres Haars. Seine Finger streichelten es, dann bewegte sich seine Hand langsam zu ihrer Wange. Von der sanften Berührung bekam Margritta eine Gänsehaut. »Du frierst«, meinte er. »Du solltest dich näher ans Feuer stellen.« Seine Hand wanderte die Linie ihres Kinns entlang, die Finger streiften ihre Lippen, zogen sich dann zurück. Er trat näher zu ihr und legte einen Arm um ihre Hüfte. Sie wich nicht zurück. Ihr Atem stockte. Sein Gesicht war direkt vor ihr, seine grünen Augen fingen ein rotes Schimmern vom Kamin auf, als loderten Flammen in ihnen. Langsam senkte sein Mund sich herab. Sie spürte ein schmerzhaftes Pochen in ihrem ganzen Körper. Und dann verharrten seine Lippen, nur wenige Zentimeter von ihren entfernt, und er sagte: »Ich verhungere.«

Sie blinzelte, wusste nicht, was sie sagen sollte.

»Ich habe seit dem Frühstück nichts gegessen«, fuhr er fort. »Eipulver und getrocknetes Rindfleisch. Kein Wunder, dass die englische Armee so verbissen kämpft; die Männer wollen nach Hause und etwas Vernünftiges essen.«

»Essen«, keuchte sie. »Oh. Ja. Essen. Ich habe den Koch etwas für dich zubereiten lassen. Hammel. Das ist dein Lieblingsgericht, nicht wahr?«

»Freut mich, dass du dich daran erinnerst.« Er küsste sie leicht auf die Lippen, dann schnupperte er ganz kurz mit einer Zärtlichkeit an ihrem Hals, dass es ihr eiskalt den Rücken herunterlief. Er ließ sie los, die Nasenflügel noch geweitet vom Chanelduft und dem intensiven Aroma ihrer Weiblichkeit.

Margritta nahm seine Hand. Die Handfläche war rau, als hätte er Pflastersteine verlegt. Sie führte ihn zur Tür, und als sie fast dort waren, fragte er: »Wer hat den Wolf getötet?«

Sie blieb stehen. »Entschuldigung?«

»Der Wolf.« Er deutete auf den grauen Wolf, der über dem Kamin hing. »Wer hat ihn getötet?«

»Oh. Du hast bestimmt von Harry Sandler gehört, oder?«

Er schüttelte den Kopf.

»Harry Sandler. Der amerikanische Großwildjäger. Er war vor zwei Jahren in allen Zeitungen, weil er einen weißen Leopard auf dem Kilimandscharo geschossen hatte.« Noch immer schien der Name Michael nichts zu sagen. »Wir sind ... Freunde geworden. Er hat mir den Wolf aus Kanada geschickt. Ein wunderschönes Tier, nicht wahr?«

Michael knurrte leise. Er betrachtete die anderen Trophäen, die Sandler Margritta geschenkt hatte – die Köpfe eines afrikanischen Wasserbüffels, eines prächtigen Hirsches, eines Leoparden, eines schwarzen Panthers –, aber sein Blick kehrte zum Wolf zurück. »Kanada«, meinte er. »Wo in Kanada?«

»Das weiß ich nicht genau. Ich glaube, Harry sagte etwas von Saskatchewan.« Sie zuckte mit den Achseln. »Na ja, Wolf ist Wolf, oder?«

Michael antwortete nicht. Dann sah er sie an, mit durchdringendem Blick, und lächelte. »Irgendwann muss ich Mr. Harry Sandler einmal kennenlernen.«

»Schade, dass du nicht vor einer Woche hier warst. Harry kam auf dem Weg nach Nairobi durch Kairo.« Sie zerrte spielerisch an seinem Arm, um seine Aufmerksamkeit von der Trophäe abzulenken. »Komm, dein Essen wird kalt.«

Michael verspeiste seine Hammelmedaillons an einem langen Esszimmertisch unter einem Kristallleuchter. Margritta stocherte in einem Palmherzensalat herum und trank ein Glas Chablis, und sie plauderten darüber, was es in London Neues gab – die angesagten Theaterstücke,

die Mode, Literatur und Musik: alles Dinge, die Margritta schmerzlich vermisste. Michael meinte, ihm habe das letzte Werk Hemingways gefallen, der Mann habe ein sicheres Auge.

Und während sie sich unterhielten, musterte Margritta Michaels Gesicht und stellte – im helleren Licht des Kronleuchters – fest, dass er sich in dem Jahr und den fünf Wochen seit ihrem letzten Zusammentreffen verändert hatte. Die Veränderungen waren subtil, aber vorhanden: Es gab mehr Linien um seine Augen und vielleicht auch mehr graue Stellen in seinem glatten, kurz geschnittenen Haar. Sein Alter war ein weiteres Mysterium; er mochte irgendetwas zwischen 30 und 34 sein. Dennoch hatten seine Bewegungen die Geschmeidigkeit der Jugend, und seine Schultern und Arme waren von beeindruckender Kraft. Seine Hände waren ein Rätsel; sie waren kräftig, langfingrig und grazil – die Hände eines Pianisten –, aber ihre Rücken waren mit feinen dunklen Haaren gesprenkelt. Gleichzeitig waren es die Hände eines Arbeiters, daran gewöhnt, zuzupacken, und doch handhabten sie das Silberbesteck mit überraschender Anmut.

Michael Gallatin war ein großer Mann, fast 1,90 Meter, und er hatte breite Schultern, schmale Hüften und lange, schlanke Beine. Margritta hatte ihn bei ihrem ersten Zusammentreffen gefragt, ob er einmal Leichtathlet gewesen sei, aber seine Antwort hatte gelautet, er »laufe manchmal zum Vergnügen«.

Sie nippte an ihrem Chablis und betrachtete ihn über den Rand des Glases. Wer war er wirklich? Was machte er für den Secret Service? Woher kam er und wohin wollte er? Er hatte eine scharf geschnittene Nase, und Margritta war aufgefallen, dass er an jedem Bissen und jedem Getränk schnupperte, bevor er sie zu sich nahm. Sein Gesicht war

düster attraktiv, glatt rasiert und markant, und wenn er lächelte, war es wie ein Lichtblitz – aber dieses Lächeln ließ er nicht sehr oft sehen. Im Ruhezustand wirkte sein Gesicht sogar noch düsterer, und wenn das Leuchten dieser grünen Augen nachließ, erinnerte ihre dunkle Farbe Margritta an die tiefen Schatten eines Urwaldes, ein Ort von Geheimnissen, die man am besten unerforscht ließ. Und vielleicht auch ein Ort großer Gefahren.

Er griff nach seinem Wasserglas, ließ den Chablis unberührt, und Margritta sagte: »Ich habe dem Personal für heute Nacht freigegeben.«

Er trank einen Schluck und stellte das Glas ab; stach die Gabel in ein weiteres Stück Fleisch. »Wie lange arbeitet Alexander schon für dich?«, wollte er wissen.

Die Frage kam vollkommen unerwartet. »Fast acht Monate. Das Konsulat hat ihn empfohlen. Warum?«

»Er hat ...« Michael zögerte, überdachte seine Worte. *Einen nicht vertrauenswürdigen Geruch*, hätte er beinahe gesagt. »... einen deutschen Akzent.«

Margritta wusste nicht, wer von ihnen beiden verrückt war, denn noch britischer als Alexander konnte man nur sein, wenn man Unterwäsche mit dem Union Jack trug.

»Er verbirgt es gut«, erklärte Michael. Er schnupperte an dem Hammel, bevor er den Bissen in den Mund steckte, und kaute, bevor er weitersprach. »Aber nicht gut genug. Der britische Akzent ist nur Maskerade.«

»Alexander ist durch alle Sicherheitsüberprüfungen gegangen. Du weißt, wie gründlich die sind. Ich kann dir seine Lebensgeschichte erzählen, wenn du sie hören willst. Er wurde in Stratford-upon-Avon geboren.«

Michael nickte. »Eine Theaterstadt, wenn es je eine gab. Das trägt deutlich die Handschrift der Abwehr.« Die Abwehr, wusste Margritta, war Hitlers Geheimdienst.

»Morgen früh um Punkt sieben kommt ein Wagen, der mich abholt. Ich denke, du solltest mitkommen.«

»Mitkommen? Wohin?«

»Weg von hier. Weg aus Ägypten, wenn möglich. Vielleicht nach London. Ich glaube, hier ist es für dich nicht mehr sicher.«

»Unmöglich. Ich habe zu viele Verpflichtungen. Mein Gott, mir gehört die Zeitung! Ich kann nicht einfach von einem Tag auf den anderen verschwinden!«

»Gut, dann bleib im Konsulat. Aber ich glaube, du solltest Nordafrika so schnell wie möglich verlassen.«

»Es gibt keine undichte Stelle«, beharrte Margritta. »Du irrst dich in Alexander.«

Michael sagte nichts. Er aß noch ein Stück Hammel und tupfte sich den Mund mit einer Serviette ab.

»Gewinnen wir?«, fragte Margritta nach einer weiteren Pause.

»Wir halten die Stellung«, erwiderte er. »Mit Krallen und Zähnen. Rommels Nachschublinien sind zusammengebrochen, seinen Panzern geht das Benzin aus. Hitlers ganze Aufmerksamkeit gilt im Moment der Sowjetunion. Stalin verlangt nach einer alliierten Offensive im Westen. Kein Land, nicht einmal eins, das so stark ist wie Deutschland, kann an zwei Fronten Krieg führen. Wenn es uns also gelingt, Rommel standzuhalten, bis er keine Munition und kein Benzin mehr hat, können wir ihn zurück nach Tobruk drängen. Und darüber hinaus, wenn wir Glück haben.«

»Ich wusste nicht, dass du an Glück glaubst.« Sie hob eine blassblonde Augenbraue.

»Es ist ein subjektiver Begriff. Dort, wo ich herkomme, sind ›Glück‹ und ›rohe Gewalt‹ ein und dasselbe.«

Sie nutzte die Gelegenheit. »Und wo *kommst* du her, Michael?«

»Von einem Ort weit weg von hier«, lautete seine Antwort, und die Art, wie er es sagte, verriet ihr, dass es keine weitere Unterhaltung über seine Vergangenheit geben würde.

»Es gibt noch Dessert«, sagte sie, als er sein Mahl beendet hatte und den Teller von sich schob. »Eine Schokoladentorte, in der Küche. Ich werde uns auch Kaffee kochen.« Sie stand auf, aber er war schneller. Er war an ihrer Seite, bevor sie zwei Schritte gehen konnte, und sagte: »Verschieben wir Torte und Kaffee auf später. Ich hatte ein anderes Dessert im Sinn.« Er nahm ihre Hand und küsste sie, langsam, Finger für Finger.

Sie legte die Arme um seinen Hals. Ihr Herz hämmerte wild. Mühelos hob er sie auf seine Arme, dann nahm er eine Rose aus der blauen Vase, die in der Tischmitte stand.

Er trug sie die Treppe hinauf, durch den Flur mit den Rüstungen und Waffen, in ihr Schlafzimmer mit dem Himmelbett und dem Blick über die Hügel von Kairo.

Im Kerzenlicht entkleideten sie sich gegenseitig. Sie erinnerte sich noch gut daran, wie behaart seine Arme und seine Brust waren, aber jetzt sah sie auch, dass er verletzt war; er hatte mehrere Verbände quer über der Brust. »Was ist passiert?«, fragte sie und strich mit den Fingern über seine harte braune Haut.

»Ich habe mich nur in etwas verfangen.« Er sah zu, wie das Spitzenhöschen zu Boden fiel, dann hob er sie aus ihrem Kleiderhaufen und legte sie auf das kühle weiße Laken.

Er war jetzt auch nackt und wirkte im Kerzenlicht, das seine kräftigen Muskeln betonte, noch größer als zuvor. Er sank neben ihr auf das Bett, und sie nahm unter seinem schwachen Limonenduft noch einen weiteren Geruch wahr. Es war ein schweres, wildes Aroma, und wieder musste sie

an grüne Wälder und kalte Winde denken, die durch die Wildnis bliesen. Seine Finger zeichneten kleine Kreise um ihre Brustwarzen, und dann war sein Mund auf ihrem und ihrer beider Hitze verband sich, verschmolz miteinander, und sie erbebte bis in die Seele.

Etwas ersetzte seine Finger: die samtweiche Rose, die um ihre aufgerichteten Brustwarzen strich, ihre Brüste wie mit Küssen liebkoste. Er fuhr mit der Rose bis zu ihrem Bauch hinunter, umkreiste ihren Nabel, dann weiter hinab in die Fülle des goldenen Haars, immer weiter kreisend und liebkosend mit einer zarten Berührung, die ihren Körper erbeben und schmachten ließ. Die Rose wanderte in das feuchte Zentrum ihres Verlangens, flatterte zwischen ihren angespannten Schenkeln, und dann war auch seine Zunge dort, und sie packte sein Haar und stöhnte, als sie ihm das Becken entgegenstreckte.

Er hielt inne, ließ ihre Erregung abebben, dann machte er weiter, mit Zunge und Rose im Kontrapunkt, wie Finger auf einem feinfühligem goldenen Instrument. Und Margritta machte Musik, sie flüsterte und stöhnte, als die warmen Wellen sich in ihr aufbauten und ihre Sinne überfluteten.

Und dann war sie da, die grellweiße Explosion, die ihren Oberkörper hochfahren und sie seinen Namen rufen ließ. Sie sank zurück wie ein Herbstblatt, voller Farbe und welk an den Rändern.

Er vereinte sich mit ihr, Hitze auf Hitze, und sie umklammerte seinen Rücken und hielt sich fest wie ein Reiter im Sturm; seine Hüften bewegten sich kontrolliert, nicht in wildem Verlangen, und gerade als sie dachte, sie könnte nicht mehr von ihm aufnehmen, öffnete ihr Körper sich und sie versuchte, ihn in den Ort zu holen, wo es nur noch eine Kreatur mit zwei Namen und pochenden Herzen

geben würde, und dann würden auch die harten Kugeln seiner Männlichkeit in sie eindringen, statt nur gegen die Feuchte gepresst zu werden. Sie wollte alles von ihm, jeden Zentimeter und jeden Tropfen, den er ihr geben konnte. Aber selbst inmitten des Strudels der Gefühle spürte sie, wie er sich zurückhielt, als gäbe es etwas in ihm, an das nicht einmal er selbst herankam. In ihrer Zelle der Leidenschaft glaubte sie, ihn knurren zu hören, aber der Laut erklang gedämpft an ihrem Hals, und sie war sich nicht sicher, ob es nicht sogar ihre eigene Stimme war.

Die Bettfedern sprachen. Sie hatten für viele Männer gesprochen, aber noch nie so eloquent.

Und dann bäumte sein Körper sich auf – einmal, zweimal, ein drittes Mal. Fünfmal. Er erschauerte, seine Finger krallten sich in das zerwühlte Laken. Sie klammerte die Beine um seinen Rücken, drängte ihn zu bleiben. Ihre Lippen fanden seinen Mund, und sie schmeckte das Salz seiner Anstrengungen.

Sie ruhten ein wenig, unterhielten sich wieder, aber diesmal flüsternd, und das Thema war nicht London oder der Krieg, sondern die Kunst der Liebe. Und dann nahm sie die Rose vom Nachttisch und folgte der Spur bis hinunter zu seiner sich erneut rührenden Männlichkeit. Es war eine wundervolle Maschine, und sie überschüttete sie mit Liebe.

Rosenblätter lagen auf dem Bett. Die Kerze war heruntergebrannt. Michael Gallatin lag auf dem Rücken, schlafend, mit Margrittas Kopf an seiner Schulter. Er atmete mit einem leisen, heiseren Brummen, wie ein gut gewarteter Motor.

Etwas später erwachte sie und küsste ihn auf die Lippen. Er schlief tief und fest und reagierte nicht. Ihr Körper war ein einziger angenehmer Schmerz; es fühlte sich an, als wäre sie gestreckt und zu Michaels Gestalt umgeformt worden.

Einen Moment lang betrachtete sie sein Gesicht, prägte sich die markanten Gesichtszüge ein. Es war für sie zu spät, um noch wahre Liebe zu empfinden. Da waren zu viele Körper gewesen, zu viele Schiffe, die in der Nacht den Hafen passierten. Sie wusste, dass sie für den Secret Service als Refugium und Kontaktperson für Agenten, die einen Zufluchtsort benötigten, nützlich war, aber das war auch alles. Natürlich entschied sie selbst, mit wem sie schlief und wann, aber es waren viele gewesen. Die Gesichter verschmolzen miteinander – aber seines blieb getrennt. Er war nicht wie die anderen. Er glich keinem Mann, den sie kannte. *Nennen wir es also eine Mädchenschwärmerei und belassen es dabei*, dachte sie. Er hatte seinen Bestimmungsort und sie ihren, und es war unwahrscheinlich, dass es der gleiche Hafen war.

Vorsichtig stieg sie aus dem Bett, um ihn nicht zu wecken, und ging nackt in den großen begehbaren Kleiderschrank, der ihr Schlafzimmer vom Ankleidezimmer trennte. Sie schaltete das Licht ein, wählte einen weißen Seidenbademantel aus, zog ihn über, dann nahm sie einen braunen Frotteebademantel von einem Bügel und hängte ihn über eine weiblich geformte Kleiderpuppe im Schlafzimmer. Ein kurzer Gedanke: vielleicht ein Hauch Parfüm zwischen ihre Brüste und einmal durch die Haare bürsten, bevor sie sich endgültig schlafen legte. Der Wagen mochte um sieben kommen, aber sie erinnerte sich daran, dass er gern um halb sechs aufstand.

Mit der verbrauchten Rose in der Hand betrat Margritta das Ankleidezimmer. Eine kleine Tiffanylampe brannte noch auf dem Tisch. Sie hielt sich die Rose an die Nase und roch die Gerüche der letzten Nacht, dann stellte sie sie in eine Vase. Diese Blume musste zwischen Seide gepresst werden. Margritta atmete zufrieden durch, nahm ihre Bürste und schaute in den Spiegel.

Der Mann stand hinter dem Paravent. Sie konnte sein Gesicht über dem Rand sehen, und in dem Sekundenbruchteil der ruhigen Betrachtung, bevor die Panik einsetzte, erkannte sie, dass es ein perfektes Mördergesicht war: bar jeder Emotion, blass und vollkommen unscheinbar. Es war ein Gesicht, das perfekt in einer Menschenmenge verschwindet und an das man sich einen Moment, nachdem man es gesehen hat, schon nicht mehr erinnert.

Sie öffnete den Mund, um nach Michael zu rufen.

3 Es gab ein höfliches Husten, und das Auge eines Pfaus spie Feuer. Die Kugel traf Margritta in den Hinterkopf, exakt dort, wohin der Attentäter gezielt hatte. Blut, Knochensplitter und Gehirnmasse spritzten auf den Spiegel, und ihr Kopf schlug dumpf zwischen den Flakons der Schönheit auf.

Er kam aus seinem Versteck, schnell wie eine Schlange, gekleidet in eng anliegendes Schwarz, die kleine Pistole mit dem Schalldämpfer in einer schwarz behandschuhten Hand. Er warf einen Blick auf den mit Gummi überzogenen Kletterhaken, der an der Brüstung der Terrasse hing; das Seil führte hinunter in den Hof. Die Frau war tot und der Auftrag erledigt, aber er wusste, dass auch ein britischer Agent hier war. Er schaute auf seine Armbanduhr. Noch fast zehn Minuten, bis der Wagen ihn am Tor abholen würde; genug Zeit, das Schwein in die Hölle zu schicken.

Er spannte den Hahn der Pistole und trat in den begehbaren Kleiderschrank. Da war das Schlafzimmer des Weibsstücks, eine fast heruntergebrannte Kerze flackerte, unter der Bettdecke lag eine Gestalt. Er zielte mit der

Pistole dorthin, wo der Kopf sein musste, und stützte sein Handgelenk mit dem anderen Arm; die Haltung eines geübten Schützen. Der Schalldämpfer hustete – einmal, dann noch einmal. Die Aufschlagwucht der Kugeln ließ die Gestalt im Bett hüpfen.

Und dann, wie ein guter Künstler, der sich das Ergebnis seiner Bemühungen ansehen muss, zog er die Decke von der Leiche.

Nur war es keine Leiche.

Es war eine Kleiderpuppe, mit zwei Einschusslöchern in der glatten weißen Stirn.

Eine Bewegung zu seiner Rechten, sehr schnell. Der Mörder geriet in Panik und wirbelte herum, um einen Schuss abzufeuern, aber ein Stuhl traf ihn im Rücken, und er verlor die Pistole, bevor er abdrücken konnte. Sie flog zwischen die Laken und außer Sicht.

Der Mörder war ein kräftiger Mann, 1,90 Meter groß und über 100 Kilo schwer, alles wohlgenährte Muskeln; er schnaufte wie eine Lokomotive, die aus einem Tunnel gerast kam, und die Wucht des Schlages brachte ihn ins Wanken, aber nicht zu Fall. Er riss seinem Gegner den Stuhl aus der Hand, bevor er noch einmal benutzt werden konnte, und trat zu, traf mit dem Stiefel den Magen des Mannes. Der Tritt entlockte seinem Gegner ein befriedigendes Stöhnen, und der britische Agent, ein Mann in einem braunen Bademantel, krachte gegen die Wand, die Hände in den Bauch gepresst.

Der Attentäter warf den Stuhl. Michael sah es an der Armbewegung des Mannes und duckte sich; der Stuhl zerbrach an der Wand. Und dann stürzte der Mörder sich auf ihn, Finger krallten sich um seine Kehle, gruben sich brutal in seine Luftröhre. Schwarze Flecken wirbelten durch Michaels Blickfeld; er hatte den Eisengeruch von Blut und

Gehirnmasse in der Nase – der Geruch von Margrittas Tod, den er wahrnahm, unmittelbar nachdem er das tödliche Flüstern des Schalldämpfers gehört hatte.

Dieser Kerl war ein Profi, das war Michael klar. Nun galt es Mann gegen Mann, und nur einer von ihnen würde die nächsten Minuten überleben.

Dann sollte es wohl so sein.

Michael schlug in einer schnellen Bewegung die Hände nach oben, löste den Griff des Mörders und rammte ihm die rechte Handfläche gegen die Nase. Er hatte vor, ihm das Nasenbein ins Gehirn zu bohren, aber der Mörder war schneller und drehte den Kopf, um den Stoß abzulenken. Trotzdem traf und brach Michael mit einem blutigen Schlag die Nase, und die Augen des Mannes füllten sich mit Tränen des Schmerzes. Er taumelte zwei Schritte zurück, und Michael versetzte ihm eine schnelle Links-Rechts-Kombination ans Kinn. Die Unterlippe des Mörders platzte auf, aber er packte Michael am Kragen des Bademantels, hob ihn hoch und schleuderte ihn durch die Schlafzimmertür.

Michael flog in den Korridor und in eine der mittelalterlichen Rüstungen. Mit einem lauten Scheppern fiel sie von ihrem Gestell. Der Naziattentäter kam durch die Tür gestürmt, mit blutverschmiertem Gesicht, und als Michael sich aufzurappeln versuchte, traf ihn ein Tritt an der Schulter und schleuderte ihn weitere zweieinhalb Meter durch den Korridor.

Der Mörder sah sich um und seine Augen glänzten beim Anblick der Rüstungen und Waffen; für einen Augenblick nahm sein Gesicht einen Ausdruck der Ehrfurcht an, als hätte er einen heiligen Schrein der Gewalt gefunden. Er hob einen Morgenstern auf – einen Holzgriff mit einer Kette, an der eine Eisenkugel mit spitzen Stacheln befestigt

war – und ließ ihn fröhlich um seinen Kopf wirbeln. Er rückte gegen Michael Gallatin vor.

Die mittelalterliche Waffe pfiff durch die Luft, als sie in Richtung von Michaels Schädel geschwungen wurde, aber Gallatin duckte sich und stolperte aus ihrer Reichweite. Die Kugel schwang zurück, bevor er sein Gleichgewicht wiedergewann, und die Eisenspitzen zupften an braunem Frotteestoff, aber Michael machte noch einen Satz zurück und stieß mit einer weiteren Rüstung zusammen. Als sie zu Boden schepperte, schnappte er sich einen Metallschild und wirbelte herum, um gerade noch den nächsten Schlag des Morgensterns abzufangen, der auf seine Beine zielte. Funken sprühten vom polierten Metall, die Vibrationen wanderten durch Michaels Arm bis in seine lädierte Schulter. Und dann holte der Mörder weit aus, um den Morgenstern auf Michaels Schädel niedersausen zu lassen – und Gallatin warf den Schild, traf mit der Kante die Knie des Mannes und riss ihn von den Beinen. Als der Mörder zu Boden stürzte, hob Michael das Bein, um ihm ins Gesicht zu treten, bremste sich aber: Ein gebrochener Fuß würde seiner Beweglichkeit nicht gerade förderlich sein.

Der Mörder rappelte sich wieder hoch, immer noch den Morgenstern in der Hand. Michael sprang zur Wand und riss ein Breitschwert aus seiner Halterung, dann wirbelte er herum, um sich dem nächsten Angriff zu stellen.

Der Deutsche bäugte argwöhnisch das Schwert und riss seinerseits eine Streitaxt von der Wand. Den Morgenstern warf er beiseite. Die beiden Männer taxierte sich ein paar Sekunden, auf der Suche nach einer guten Eröffnung, dann täuschte Michael mit einem Stoß an und die Streitaxt wehrte ihn klirrend ab. Der Mörder sprang vor, wich einem Hieb des Schwertes aus und hob die Axt zum Schlag. Aber Michaels Schwert war zur Stelle, um ihn abzufangen; die

Axt traf das Heft des Schwertes in einem blauen Funken-schauer, brach die Klinge ab und ließ Gallatin mit einem nutzlosen Stummel zurück. Der Mörder schwang die Axt nach dem Gesicht seiner Beute und spannte seine Muskeln für den bevorstehenden Aufprall.

In Sekundenbruchteilen hatte Michael die subtilen Winkel und Richtungen des Schlages abgeschätzt. Er begriff, dass ihn ein Schritt nach hinten den Kopf kosten würde, ebenso ein Schritt nach rechts oder links. Also bewegte er sich nach vorne, auf den Angreifer zu, und da Schläge ins Gesicht nicht viel auszurichten schienen, rammte er seine Faust in die exponierte Achselhöhle des Mannes und zielte mit den Knöcheln auf den Druckpunkt der Venen und Arterien.

Der Mörder schrie vor Schmerzen auf, und als sein Arm taub wurde, verlor er die Kontrolle über die Axt. Sie flog ihm aus der Hand und bohrte sich fünf Zentimeter tief in die Eichenvertäfelung der Wand. Michael schlug ihm auf die gebrochene Nase, was seinen Kopf nach hinten klappen ließ, und setzte sofort mit einem Schlag auf die Kinnspitze nach. Der Deutsche grunzte, spuckte Blut und stolperte rückwärts gegen das Geländer der Galerie. Michael folgte ihm, holte aus, um nach seiner Kehle zu schlagen – aber plötzlich schnellten die Arme des Attentäters vor, klammerten sich um Gallatins Hals und hoben ihn von den Beinen.

Michael trat um sich, hatte aber keinen Bodenkontakt mehr. Der Mörder hielt ihn fast auf eine Armlänge Abstand, und es würde nicht lange dauern, bis ihm die Idee kam, Michael über das Geländer auf den Fliesenboden der Halle zu werfen. Einen halben Meter über Michaels Kopf verlief ein Eichenbalken, aber der war glatt poliert und bot keinen Halt für die Finger. Das Blut dröhnte in seinem

Kopf, öliger Schweiß drang aus seinen Poren – und tief in seinem Inneren begann sich etwas anderes zu regen und aus einem schattenhaften Schlaf zu erwachen.

Die Finger pressten sich in Michaels Arterien und unterbrachen die Blutzufuhr zu seinem Gehirn. Der Mörder schüttelte ihn, zum Teil aus Verachtung, zum Teil, um einen besseren Griff zu bekommen. Das Ende war nah; der Deutsche konnte sehen, wie die Augen des anderen immer mehr vortraten.

Michaels Arme langten nach oben, Finger kratzten den Eichenbalken. Sein Körper bebte heftig, eine Bewegung, die der Attentäter als das Nahen des Todes interpretierte.

Und das war es auch – aber für ihn.

Michael Gallatins rechte Hand begann sich zu verkrampfen und zu verzerren. Schweiß lief ihm übers Gesicht, und äußerste Qualen spiegelten sich darauf wider. Das schwarze Haar auf seinem Handrücken kräuselte sich, die Sehnen verschoben sich. Es gab leise, knackende Geräusche wie von brechenden Knochen. Die Hand krümmte sich, die Knöchel schwellen an, die Haut wurde fleckig und grob, das schwarze Haar breitete sich aus.

»Stirb, du Schweinehund!«, sagte der Mörder auf Deutsch. Er schloss die Augen, konzentrierte sich ganz darauf, den Briten zu erwürgen. Nicht mehr lange ... wenige Sekunden ...

Etwas bewegte sich unter seinen Händen. Es fühlte sich an wie krabbelnde Ameisen. Der Körper wurde schwerer. Kräftiger. Da war ein durchdringender Tiergeruch.

Der Mörder öffnete die Augen und sah sein Opfer an.

Er hielt etwas in den Händen, das kein Mensch mehr war.

Mit einem entsetzten Schrei versuchte er das Biest über das Geländer zu werfen, aber zwei Tatzen gruben sich in

den Eichenbalken und verankerten sich dort, und das Ungeheuer riss eine noch immer menschliche Kniescheibe hoch und rammte sie dem Mörder mit einer Wucht, die ihm fast das Bewusstsein raubte, ans Kinn. Der Mann ließ die Kreatur los, und immer noch schreiend, jetzt aber in einem hohen, schrillen Jaulen, versuchte er zu fliehen. Er stolperte und fiel über verstreute Rüstungsteile, krabbelte zur Tür des Schlafzimmers, schaute zurück und sah, wie sich die Krallen des Monsters vom Eichenbalken lösten. Die Bestie fiel zu Boden, zuckend und fauchend, und befreite sich wütend aus dem braunen Bademantel.

Und jetzt spürte der Attentäter, einer der Besten seines Gewerbes, am eigenen Leib, was panisches Entsetzen war.

Das Monster richtete sich auf, kroch auf ihn zu. Es hatte sich noch nicht vollständig geformt, aber seine grünen Augen fanden und hielten den Blick des Mannes, versprachen Todesqualen.

Die Hand des Mörders schloss sich um einen Speer. Er stach nach dem Biest und es sprang beiseite, aber die Speerspitze traf es an der deformierten linken Wange und zog eine rote Linie durch das schwarze Fell. Der Mann trat verzweifelt nach der Kreatur, versuchte durch die Schlafzimmertür und zum Geländer der Terrasse zu gelangen – und dann schlossen sich Fangzähne um seinen Fuß, eine zermalmende Kraft, die seine Knochen wie Streichhölzer brach. Das Maul öffnete sich und schnappte nach dem Unterschenkel des anderen Beines. Wieder brachen Knochen, und der Attentäter war ein Krüppel.

Er schrie nach Gott, aber es kam keine Antwort. Man hörte nur das gleichmäßige Knurren aus der Lunge des Untiers.

Er riss die Hände hoch, um es abzuwehren, aber menschliche Hände konnten nichts ausrichten. Die Bestie

sprang auf ihn, die feuchte Schnauze und die entsetzlich starrenden Augen waren direkt vor seinem Gesicht. Und dann drehte sich die Schnauze mit glitzernden Fängen zu seiner Brust. Es gab einen Hammerschlag auf sein Brustbein, gefolgt von einem zweiten, der es beinahe in zwei Stücke zerbrach. Tatzen machten sich ans Werk, die Krallen ließen es rot aufspritzen. Der Mörder wand sich und wehrte sich, so gut er konnte, aber es war vergebens. Die Krallen der Bestie bohrten sich in seine Lunge, zerrissen das zuckende Gewebe, drangen in das Innerste des Mannes vor; und dann fanden die Schnauze und die Zähne den pulsierenden Kern, und mit zwei schnellen Drehungen des Kopfes wurde das Herz aus seiner Schale gerissen wie eine überreife, saftige Frucht.

Das Herz wurde zwischen den Zähnen zermalmt, der Mund nahm seine Säfte auf. Die Augen des Mörders waren noch offen und sein Körper zuckte, aber alles Blut floss heraus und es war keines mehr übrig, um das Gehirn am Leben zu erhalten. Er stieß ein entsetzliches schauerndes Stöhnen aus – und das Monster warf seinen Kopf in den Nacken und stimmte mit einem Jaulen darin ein, das wie eine Totenglocke durch das ganze Haus hallte.

Und dann steckte die Bestie den Kopf in das klaffende Loch und begann ihr Mahl und zerfetzte mit zügelloser Wut die innersten Geheimnisse eines Menschen.

Später, als die Lichter Kairos verblassten und das erste violette Licht der Sonne über den Pyramiden aufstieg, krümmte sich in der Villa der Gräfin Margritta etwas, das zwischen Tier und Mensch stecken geblieben war, krampfhaft zusammen und übergab sich. Aus seinem Maul quollen grausige Klumpen und Überreste, ein entsetzliches rotes Meer, das unter dem Geländer hindurchsickerte und über die Kante auf den Fliesenboden im Erdgeschoss

plätscherte. Die nackte, keuchende Kreatur rollte sich in Embryonalstellung zusammen, unkontrolliert zitternd, und in diesem Haus der Toten hörte niemand sie weinen.



KAPITEL 1

Die Frühlingsweihe

I Wieder weckte ihn der Traum, und er lag im Dunkeln, während der Wind gegen die Scheiben schlug und irgendwo ein verirrter Fensterladen klapperte. Er hatte geträumt, er sei ein Wolf, der träumte, er sei ein Mensch, der träumte, er sei ein Wolf, der träumte. Und in diesem Irrgarten der Träume waren Bruchstücke und Fragmente von Erinnerungen aufgetaucht, umherfliegend wie die Teile eines explodierten Puzzles: die sepiafarbenen Gesichter seines Vaters, seiner Mutter, seiner älteren Schwester, Gesichter wie von abgegriffenen alten Fotos; ein Palast aus zerbrochenen weißen Steinen, umgeben von dichtem Urwald, in dem das Jaulen von Wölfen mit dem Mond sprach; ein vorbeifahrender Zug mit greller Stirnleuchte, und ein junger Mann, der neben den Schienen herrannte, schneller und immer schneller, auf den Tunnelzugang zu, der ein Stück voraus lag.

Und mitten in dem Puzzle der Erinnerungen ein altes ledriges, weißbärtiges Gesicht, dessen Lippen sich öffneten und flüsterten: *Lebe frei.*

Er setzte sich auf und bemerkte jetzt erst, dass er gar nicht in seinem Bett, sondern auf dem kalten Steinboden vor dem Kamin gelegen hatte. Ein paar Glutreste dösten in der Dunkelheit und warteten darauf, geschürt zu werden. Er stand ganz auf, streckte seinen nackten, muskulösen Körper und ging zu den großen Erkerfenstern, die über die wilden Hügel von Nordwales schauten. Der Märzwind tobte hinter dem Glas, und immer wieder klatschte Regen und Graupel an die Scheiben vor seinem Gesicht.

Er blickte aus der Dunkelheit in die Dunkelheit, und er wusste, dass sie kamen.

Sie hatten ihn schon zu lange in Ruhe gelassen. Die Nazis wurden von einer rachsüchtigen sowjetischen Flutwelle nach Berlin zurückgedrängt, aber Westeuropa – der Atlantikwall – war noch fest in Hitlers Hand. Jetzt, in diesem Jahr 1944, standen bedeutende Ereignisse ins Haus, Ereignisse mit großem Potenzial für den Sieg, aber auch entsetzlichen Gefahren der Niederlage. Und er wusste nur zu gut, was eine solche Niederlage bedeuten würde: ein verfestigter Nazigriff um Westeuropa, vielleicht eine Intensivierung der Bemühungen gegen die russischen Truppen und ein verbissener Kampf um territoriale Vorherrschaft zwischen Berlin und Moskau. Obwohl ihre Reihen stark gelichtet waren, waren die Nazis immer noch die diszipliniertesten Soldaten der Welt. Es konnte ihnen immer noch gelingen, den russischen Moloch zurückzuschlagen und erneut gegen die Hauptstadt der Sowjetunion vorzustoßen.

Mikhail Gallatinows Heimatland.

Aber er war jetzt Michael Gallatin und lebte in einem anderen Land. Er sprach englisch, dachte russisch und fühlte in einer Sprache, die weit älter war als diese beiden menschlichen Sprachen.

Sie kamen. Er konnte spüren, wie sie näher kamen, genauso sicher, wie er den Wind durch den 60 Meter entfernten Wald tosen spürte. Der Aufruhr der Welt brachte sie näher, hierher zu seinem Haus an dieser felsigen Küste, die von den meisten Menschen gemieden wurde. Sie kamen aus einem bestimmten Grund.

Sie brauchten ihn.

Lebe frei, dachte er und sein Mund verzog sich zum Anflug eines Lächelns. Eines Lächelns, in dem Bitterkeit lag. Freiheit war eine Illusion, hier in der Zuflucht seines

Hauses in diesem stürmischen Land, wo das nächste Dorf, Endore's Rill, 25 Kilometer weiter südlich lag. Für ihn bestand Freiheit zu einem großen Teil aus Abgeschlossenheit, und ihm war mehr und mehr klar geworden – als er die Kurzwellenübertragungen zwischen London und dem Kontinent mitgehört hatte, als er den Stimmen gelauscht hatte, die durch Knistern und Rauschen in Codes miteinander redeten –, dass die Fesseln des Menschseins ihn gefangen hielten.

Also würde er ihnen nicht den Zutritt verwehren, wenn sie eintrafen, denn er war ein Mensch, und auch sie waren Menschen. Er würde sich anhören, was sie zu sagen hatten, vielleicht sogar kurz darüber nachdenken, bevor er ablehnte. Sie kamen einen weiten Weg, auf schlechten Straßen, und vielleicht bot er ihnen sogar ein Bett für die Nacht an. Aber sein Dienst für sein angenommenes Heimatland war beendet, und jetzt war es Sache der jungen Soldaten mit ihren schlammverschmierten Gesichtern und nervösen Fingern an den Abzügen ihrer Karabiner. Die Generäle und Kommandanten mochten die Befehle brüllen, aber es waren die Jungen, die bei ihrer Ausführung starben; so war es immer und zu allen Zeiten gewesen, und was das anging, würde auch die Zukunft der Kriegsführung nicht anders aussehen. So waren die Menschen nun einmal.

Leider war es nicht möglich, sie von seiner Tür fernzuhalten. Er konnte das Tor verschließen, ganz am Ende der Straße, aber sie würden einen Weg finden, hinüberzuzugelen, oder sie würden den Stacheldraht durchschneiden und einfach hereinkommen. Die Briten hatten eine Menge Erfahrung im Durchschneiden von Stacheldraht. Deshalb war es das Beste, das Tor unverschlossen zu lassen und auf sie zu warten. Es konnte morgen sein oder übermorgen

oder nächste Woche. Wann auch immer – er würde hier sein.

Michael lauschte eine Weile dem Gesang der Wildnis, den Kopf leicht auf die Seite gelegt. Dann kehrte er auf den Steinboden vor dem Kamin zurück, legte sich hin, schlang die Arme um die Knie und versuchte zu schlafen.

2 »Der Bursche hat sich 'n verdammt einsamen Platz zum Wohnen ausgesucht, was?« Major Shackleton zündete sich eine Zigarre an und kurbelte das hintere Seitenfenster des glänzenden schwarzen Fords herunter, um den Rauch nach draußen zu lassen. Die Zigarrenspitze glühte rot im düsteren Zwielflicht des späten Nachmittags. »Ihr Briten mögt solches Wetter, hm?«

»Ich fürchte, wir haben keine andere Wahl, als es zu mögen«, antwortete Captain Humes-Talbot. Er lächelte mit erzwungener Höflichkeit, die aristokratischen Nasenflügel gebläht. »Oder zumindest es zu akzeptieren.«

»Genau.« Shackleton, ein Offizier der United States Army mit einem Gesicht wie eine Streitaxt, schaute hinaus auf die tief hängenden grauen Wolken und den scheußlichen Nieselregen. Er hatte schon seit mehr als zwei Wochen die Sonne nicht mehr gesehen, und allmählich spürte er die feuchte Kälte in seinen Knochen. Der schon etwas ältere, steifrückige britische Armeechauffeur, durch eine Glasscheibe von seinen Fahrgästen getrennt, kutscherte sie eine schmale Kopfsteinstraße entlang, die sich zwischen dunklen wolkenverhangenen Felswänden und dichten Kieferngehölzen hindurchschlängelte. Das letzte Dorf, durch das sie gekommen waren, Houlett, lag 20 Kilometer hinter ihnen. »Deshalb seid ihr Leute auch so blass«,

polterte Shackleton weiter wie ein Bulldozer auf einer Tee-gesellschaft. »Hier drüben sehen alle wie Gespenster aus. Wenn Sie mal nach Arkansas kommen, zeige ich Ihnen, wie 'ne Frühlingssonne aussieht.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob mein Dienstplan das zulässt«, meinte Humes-Talbot und kurbelte sein Fenster anderthalb Umdrehungen herunter. Er war bleich und dünn, ein 28-jähriger Stabsoffizier, dessen einzige direkte Begegnung mit dem Krieg darin bestanden hatte, in einem Graben in Portsmouth in Deckung zu gehen, als ein Messerschmitt-Kampfflugzeug 20 Meter über ihm vorbeijaulte. Aber das war im August 1940 gewesen, und mittlerweile wagten es keine Flugzeuge der Luftwaffe mehr, den Kanal zu überqueren.

»Gallatin hat also mit Auszeichnung in Nordafrika gedient?« Shackleton hielt die Zigarre mit den Zähnen fest, während er sprach, der Stumpen war schon ganz nass von seinem Speichel. »Das war vor zwei Jahren. Wenn er seither außer Dienst war, was bringt Ihre Leute dann auf den Gedanken, dass er dem Job gewachsen ist?«

Humes-Talbot sah ihn ausdruckslos mit seinen blauen Augen hinter den Brillengläsern an. »Weil«, sagte er, »*Major* Gallatin ein Profi ist.«

»Das bin ich auch, Sohnemann.« Shackleton war zehn Jahre älter als der britische Captain. »Aber deswegen bin ich noch längst nicht der richtige Mann, um über Frankreich abzuspringen, oder? Und ich hab nicht die letzten 24 Monate auf meinem Allerwertesten gesessen, das kann ich Ihnen, verdammt noch mal, garantieren!«

»Ja, Sir«, stimmte ihm der andere zu, weil er das Gefühl hatte, es tun zu müssen. »Aber Ihre ... hm ... Leute haben uns in der Sache um Hilfe gebeten, und da es für beide Seiten von Vorteil ist, waren meine Vorgesetzten der Meinung ...«

»Yeah, yeah, alles nichts Neues.« Shackleton winkte ungeduldig mit der Hand. »Ich habe meinen Leuten gesagt, dass mich Gallatins – Entschuldigung, *Major Gallatins* – Akte nicht überzeugt. Oder sein Mangel an Felderfahrung, sollte ich wohl besser sagen, aber man erwartet, dass ich mir in einem persönlichen Gespräch eine Meinung bilde. Was nicht die Vorgehensweise ist, wie wir sie in den Staaten bevorzugen. Wir halten uns drüben an die Akten.«

»Wir halten uns hier an den Charakter«, erwiderte Humes-Talbot mit Frost in der Stimme. »Sir.«

Shackleton lächelte in sich hinein. Hatte er es doch noch geschafft, eine Gefühlsregung aus diesem steifen Burschen herauszukitzeln. »Ihr Secret Service mag Gallatin empfehlen haben, aber was mich angeht, ist das nicht mehr wert als ein Eimer voll Scheiße – wenn Sie mir mein Französisch entschuldigen wollen.« Er stieß Rauch durch die Nase aus; in seinen Augen spiegelte sich ein roter Funke. »Soweit ich weiß, ist Gallatin nicht sein richtiger Name. Hieß früher Mikhail Gallatinow. Er ist Russe. Stimmt's?«

»Er wurde 1910 in Sankt Petersburg geboren«, kam die vorsichtige Antwort. »1934 nahm er die britische Staatsbürgerschaft an.«

»Yeah, aber Russland ist in seinem Blut. Man kann den Russen nicht trauen. Trinken zu viel Wodka.« Er klopfte die Zigarre über dem Aschenbecher an der Rückseite des Fahrersitzes ab, aber er zielte schlecht und das meiste fiel auf seine blank geputzten Schuhe. »Warum hat er Russland verlassen? Probleme mit dem Gesetz?«

»Major Gallatins Vater war Armeegeneral und ein Freund von Zar Nikolaus II.«, sagte Humes-Talbot, während er die Straße betrachtete, die sich im gelben Licht der Scheinwerfer vor ihnen erstreckte. »Im Mai 1918 wurden General Fjodor Gallatinow, seine Frau und seine

zwölfjährige Tochter von sowjetischen Parteiextremisten exekutiert. Der junge Gallatinow konnte entkommen.«

»Und?«, bohrte Shackleton nach. »Wer brachte ihn nach England?«

»Er kam von selbst, er arbeitete auf einem Frachter. Das war 1932.«

Shackleton nahm einen Zug von seiner Zigarre und dachte darüber nach. »Jetzt mal langsam«, sagte er ruhig. »Wollen Sie damit sagen, er hat sich, seit er acht war und bis er 22 wurde, vor den Killerkommandos in Russland versteckt? Wie hat er das denn fertiggebracht?«

»Ich weiß es nicht«, gestand Humes-Talbot.

»Sie *wissen* es nicht? Hölle, ich dachte, ihr Jungs wüssetet alles über Gallatinow! Haben Sie denn seinen Lebenslauf nicht überprüft?«

»Da ist eine Lücke in seinem Lebenslauf.« Der jüngere Mann sah ein Stück voraus Licht durch die Kiefern schimmern. Die Straße beschrieb eine Kurve und führte auf das Funkeln von Straßenlaternen zu. »Die Informationen sind vertraulich, nur für die obersten Ränge des Secret Service.«

»Yeah? Na, das reicht mir schon, um sicher zu sein, dass er nicht der Richtige für den Job ist.«

»Ich nehme an, dass Major Gallatin die Personen benannt hat, die den royalistischen Kreisen gegenüber loyal geblieben sind und ihm geholfen haben, zu überleben. Diese Namen bekannt werden zu lassen, wäre wohl ... sagen wir mal ... nicht besonders klug.« Die kleinen Häuser und zusammengedrängten Gebäude eines Dorfes schälten sich aus dem Nieselregen. Ein kleines weißes Schild an einem Pfosten verriet, dass es sich um ENDORE'S RILL handelte. »Ich möchte Ihnen noch ein Gerücht erzählen, wenn ich darf«, sagte Humes-Talbot, der am liebsten eine Rauchgranate auf den hässlichen

Amerikaner geworfen hätte. »Soweit ich weiß, war der verrückte Mönch Rasputin in Sankt Petersburg und hatte in den Jahren 1909 und 1910 einige ... Liaisons mit diversen Damen von Stand. Eine dieser Damen war vermutlich Elana Gallatinowa.« Er sah Shackleton ins Gesicht. »Rasputin könnte Michael Gallatins richtiger Vater sein.«

Ein leises Husten wie von falsch inhaliertem Rauch drang aus Shackletons Kehle.

Ein Klopffgeräusch war zu hören. Mallory, der Fahrer, klopfte mit den Knöcheln an die Trennscheibe und trat vorsichtig auf die Bremse. Der Wagen verlangsamte, während die Scheibenwischer sich durch den Regen und Schneematsch kämpften. Humes-Talbot kurbelte die Trennscheibe herunter, und Mallory sagte mit sprödem Oxford-Akzent: »Entschuldigen Sie, Sir, aber ich halte es für ratsam, nach dem Weg zu fragen. Das dort dürfte der geeignete Ort sein.« Er zeigte auf ein von Laternen beleuchtetes Wirtshaus, das auf der rechten Seite zu sehen war.

»In der Tat«, stimmte der junge Offizier zu und kurbelte die Scheibe wieder hoch, während Mallory den großen Wagen vor der Tür der Gaststätte anhielt. »Ich bin gleich wieder da«, sagte Humes-Talbot, als er den Kragen seines Mantels hochschlug und die Tür öffnete.

»Warten Sie auf mich«, meinte Shackleton. »Ich könnte 'nen Schluck Whiskey vertragen, damit mein Blut wieder warm wird.«

Sie ließen Mallory im Wagen zurück und gingen ein paar Steinstufen hinauf. Ein Schild schaukelte an quiet-schenden Ketten über der Tür. Shackleton blickte auf und sah ein aufgemaltes Schaf und die Worte THE MUTTON CHOP. Drinnen brannte ein Bollerofen mit dem süßen Geruch von Torf, und Öllampen hingen an Haken an den

Holzwänden. Drei Männer, die sich an einem der hinteren Tische leise unterhielten und Bier tranken, verstummten und blickten zu den uniformierten Offizieren auf.

»Willkommen, Gentlemen«, sagte die attraktive schwarzhaarige Frau hinter der Theke mit schwerem walisischem Akzent. Sie hatte leuchtend blaue Augen und unterzog die beiden Besucher einer schnellen und gründlichen Musterung, die nur scheinbar oberflächlich wirkte. »Was kann ich für Sie tun?«

»Whiskey, Baby«, polterte Shackleton und grinste um seine Zigarre herum. »Das beste Gift, das Sie haben!«

Sie entkorkte einen Tonkrug und goss ihm ein trübes Schnapsglas voll. »Das einzige Gift, das wir haben, wenn Sie Ale und Bitter nicht mitzählen.« Sie lächelte verhalten, ein sinnliches Lächeln mit einer gewissen Herausforderung darin.

»Nichts für mich, danke, aber ich hätte gern eine Information.« Humes-Talbot wärmte sich die Hände am Ofen. »Wir suchen einen Mann, der hier in der Nähe wohnt. Sein Name ist Michael Gallatin. Kennen ...«

»Oh, ja«, sagte sie und ihre Augen leuchteten. »Ich kenne Michael.«

»Wo wohnt er?« Shackleton schnupperte an dem Whiskey und hatte das Gefühl, sich die Augenbrauen zu versengen.

»In der Nähe. Er empfängt keinen Besuch.« Sie wischte mit einem Tuch über den Krug. »Meistens.«

»Er erwartet uns, Baby. Offizielle Angelegenheit.«

Sie dachte einen Moment darüber nach, den Blick auf die glänzenden Knöpfe der Offiziere gerichtet. »Nehmen Sie die Straße, die durch Rill führt. Sie geht noch zwölf Kilometer weiter, dann wird sie zu einem Feldweg – oder eher einem Schlammweg, bei diesem Wetter. Sie gabelt sich. Die Straße, die nach links führt, ist die schlechtere.

Sie endet vor seinem Tor. Ob es offen ist oder nicht, hängt von ihm ab.«

»Wir werden es öffnen, wenn es nicht auf ist«, meinte Shackleton. Er nahm die Zigarre aus dem Mund, und mit einem Grinsen in Richtung der Frau kippte er den einheimischen Whiskey herunter.

»Zum Wohl«, sagte sie.

Seine Knie wurden weich, als der Whiskey sich wie Lava seinen Rachen hinunterbrannte. Eine Sekunde lang glaubte er, er habe zermahlenes Glas oder Stücke von Rasierklingen verschluckt. Er spürte, wie ihm der Schweiß aus den Poren quoll, und unterdrückte mit Gewalt den Husten in seiner Brust, denn die Barkeeperin beobachtete ihn mit einem wissenden Lächeln, und er wollte verdammt sein, wenn er vor einer Frau in die Knie ging.

»Und wie ist es, Baby?«, fragte sie unschuldig.

Shackleton hatte Angst, die Zigarre wieder in den Mund zu stecken, aus Sorge, der Rauch könnte Feuer fangen und ihm den Kopf absprengen. Tränen brannten in seinen Augen, aber er biss die Zähne zusammen und knallte das Glas auf den Tresen. »Muss ... noch ... reifen«, schaffte er zu krächzen, und sein Gesicht stand in Flammen, als er die Männer am hinteren Tisch lachen hörte.

»Das stimmt«, gab sie zu, und ihr leises Lachen klang wie das Rascheln eines Seidenvorhangs. Shackleton wollte nach seiner Brieftasche greifen, aber sie sagte: »Geht aufs Haus. Sie sind ein guter Sportsmann.«

Er lächelte, mehr kränklich als sportlich, und Humes-Talbot räusperte sich und meinte: »Wir danken Ihnen für die Auskunft und die Gastfreundschaft, Madam. Kommen Sie, Major?« Shackleton gab etwas von sich, das ein zustimmendes Grunzen sein mochte, und folgte Humes-Talbot mit bleiernen Beinen zur Tür.

»Oh, Major?«, rief die Barkeeperin, bevor Shackleton nach draußen ging. Er schaute zurück, wollte nur noch hinaus aus dieser erstickenden Hitze. »Sie können Michael für den Drink danken, wenn Sie ihn sehen. Das ist sein privater Vorrat. Niemand sonst rührt das Zeug an.«

Shackleton ging zur Tür des Mutton Chop hinaus und fühlte sich dabei selbst wie ein platt geklopftes Hammelkotelett.

Mittlerweile war es vollständig dunkel geworden, als Mallory sie aus Endore's Rill herausfuhr, vorbei an den windgepeitschten Wäldern und den Bergen, die von den Fingern der Zeit geformt worden waren. Shackleton, dessen Gesicht die Farbe von Talg angenommen hatte, zwang sich, die Zigarre zu Ende zu rauchen, und schnippte sie dann aus dem Fenster. Sie zog eine Spur von Funken hinter sich her wie ein fallender Komet.

Mallory bog von der Hauptstraße – zwei Fahrspuren voller Schlammputzen – auf den noch schlechteren Feldweg links ab. Die Achsen knarrten, als die Reifen des Fords durch die Schlaglöcher pflügten, und die Federungen der Sitze jaulten wie Dampfventile, die unter zu hohem Druck standen. Shackleton wurde hin und her geworfen. Der junge britische Captain war an schlechte Straßenverhältnisse gewöhnt und hielt sich am Handgriff über seinem Seitenfenster fest, während er sein Hinterteil ein paar Zentimeter über dem Lederpolster schweben ließ.

»Der Mann will ... wohl nicht ... gefunden werden«, war alles, was Shackleton herausbrachte, während der Ford härter durchgeschüttelt wurde als jeder Panzer, mit dem er je gefahren war. *Gott sei meinem armen Steißbein gnädig!*, dachte er. Die Straße, ein Kreuzweg der Folterqualen, erstreckte sich weiter durch den dichten grünen Wald. Endlich, nach weiteren vier oder fünf brutalen Kilometern,

fiel das Licht der Scheinwerfer auf ein hohes Eisentor. Es stand weit offen, und der Ford fuhr hindurch.

Der Schlammweg wurde etwas besser, aber nicht viel. Immer wieder holperten die Reifen über einen Buckel und ließen Shackletons Zähne mit einer Wucht aufeinanderprallen, die ihm die Zunge durchtrennen konnte, wenn er nicht aufpasste. Der Wind pffte durch den Wald auf beiden Seiten des Weges, der Regen prasselte auf sie herab, und plötzlich fühlte Shackleton sich weit, weit weg von Arkansas.

Mallory trat auf die Bremse. »Da! Was ist das?«, rief Humes-Talbot, den Blick in den Lichtkegel der Scheinwerfer gerichtet. Drei große Hunde standen auf dem Weg und ließen sich vom Wind das Fell zerzausen. »Mein Gott!« Humes-Talbot nahm seine Brille ab, putzte eilig die Gläser und setzte sie wieder auf. »Ich glaube, das sind Wölfe!«

»Teufel, verriegeln Sie die verdammten Türen!«, schrie Shackleton.

Der Ford verlangsamte auf Schrittgeschwindigkeit. Während Shackletons Faust auf die Türverriegelung auf seiner Seite krachte, hoben die drei Tiere ihre Schnauzen dem Geruch von heißem Metall und Motoröl entgegen und verschwanden dann in die dunkle Wand der Bäume auf der linken Seite. Der Ford wurde wieder schneller, souverän gelenkt von Mallorys altersfleckigen Händen, und sie folgten einer langen Kurve durch den Wald und kamen auf einer mit Feldsteinen gepflasterten Auffahrt heraus.

Und dort stand das Haus von Michael Gallatin.

Es sah aus wie eine Kirche, gebaut aus dunkelroten Steinen, die mit weißem Mörtel verfugt waren. Shackleton begriff, dass es tatsächlich einmal eine Kirche gewesen sein musste, denn es hatte einen schmalen Turm mit einer weißen Spitze und einem Laufgang darum herum. Aber

das Erstaunlichste an dem Gebäude war, dass es Elektrizität hatte. Licht fiel aus den Fenstern im Erdgeschoss, und oben im Kirchturm schimmerten Buntglasscheiben dunkelblau und purpurrot. Etwas weiter rechts stand ein kleineres Steingebäude, vielleicht eine Werkstatt oder Garage.

Die Auffahrt beschrieb einen Kreis vor dem Haus, und Mallory stoppte den Ford und zog die Handbremse an. Er klopfte an die Trennscheibe, und als Humes-Talbot sie heruntergelassen hatte, fragte Mallory, etwas beklommen: »Soll ich hier warten, Sir?«

»Ja, fürs Erste.« Humes-Talbot wusste natürlich, dass der alte Chauffeur aus dem Fahrerpool des Secret Service kam, aber dennoch musste er nicht mehr wissen als unbedingt nötig. Mallory nickte, ganz der gehorsame Diener, und schaltete Motor und Scheinwerfer ab. »Major?« Humes-Talbot deutete auf das Haus.

Die beiden Offiziere stiegen aus dem Wagen und gingen durch den prasselnden Regen, mit eingezogenen Köpfen und hochgeschlagenen Mantelkrägen. Drei Steinstufen endeten an einer verwitterten Eichentür mit einem Türklopfer aus grüner Bronze – ein Raubtier mit einem Knochen zwischen den Zähnen. Humes-Talbot hob den Knochen, und der Unterkiefer des Tieres kam mit hoch. Er klopfte an die Tür und wartete. Ihm wurde kalt.

Ein Riegel wurde zurückgeschoben. Shackleton spürte, wie das Hexengebräu aus dem Mutton Chop in seinen Eingeweiden blubberte. Und dann öffnete sich die Tür auf geölten Angeln, und ein dunkelhaariger Mann stand, von hinten beleuchtet, im Türrahmen. »Kommen Sie herein«, sagte Michael Gallatin.

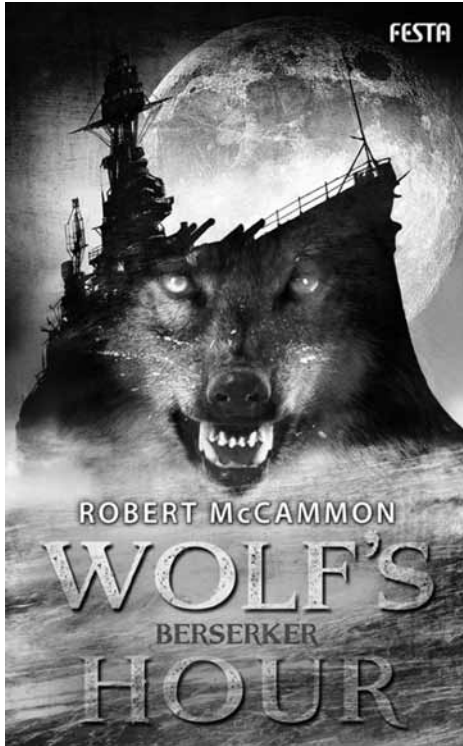


www.robertmccammon.com

Robert McCammons (geboren 1952 in Birmingham, USA) erster Roman *Baal* erschien 1978. Bis 1992 folgten elf weitere, mit denen er einer der erfolgreichsten Autoren des Booms der US-amerikanischen Horrorliteratur wurde (von Ende der 1970er- bis in die frühen 1990er-Jahre). Danach zog er sich ganz aus der Öffentlichkeit zurück. Erst seit 2002 erscheinen wieder neue Werke von ihm, u. a. *Speaks the Nightbird*, *The Five*, *The Border* ...

Robert McCammon bei FESTA:
Swans Song 1: Nach dem Ende der Welt
Swans Song 2: Das scharlachrote Auge
Wolf's Hour 1: Die Verwandlung
Wolf's Hour 2: Berserker

**Der zweite Band des
bissigen und blutigen US-Bestsellers**



ISBN 978-3-86552-420-1

Infos & Leseprobe: www.Festa-Verlag.de
eBook: www.Festa-eBooks.de

Im Auftrag des britischen Geheimdienstes kämpft sich Michael Gallatin, Meisterspion und Werwolf, vom besetzten Frankreich bis nach Berlin durch. Er soll herausfinden, was sich hinter »Iron Fist« verbirgt, der angeblichen Wunderwaffe der Nazis.

Auf seinem Weg begegnet Michael einigen skurrilen Gestalten, etwa dem grausamen Nazioffizier Jerek Blok mit seinem hünenhaften Schützling Treter, der seine Opfer am liebsten zu Tode trampelt, oder dem sadistischen Großwildjäger Harry Sandler, der stets von seinem aggressiven Habicht Blondi begleitet wird ...

Es sind noch wenige Stunden bis zum D-Day, als Michael in die Hände von Dr. Hildebrand fällt, einem wahnsinnigen Wissenschaftler, der Giftgasexperimente an Kriegsgefangenen durchführt ...